

Bischof Dr. Martin Hein, Kassel

## **Zukunft aus Glauben:**

### **Was das Christentum dem vereinten Europa schuldig ist**

*Vortrag am 19.04.2005 in der Hessischen Landesvertretung, Berlin*

Europa und das Christentum – dieses Thema hat viele Facetten: historische, verfassungsrechtliche, theologische – um nur drei zu nennen. Ich danke Ihnen, Herr Staatsminister, für die freundliche Einladung, zu diesem Thema in der hessischen Landesvertretung hier in der Bundeshauptstadt zu sprechen.

Ich tue dies als Bischof einer Kirche, die in Hessen zu Hause ist: der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Wenn also in meinen Ausführungen wiederholt von der evangelischen Kirche beziehungsweise den evangelischen Landeskirchen die Rede ist, so geschieht das nicht aus konfessioneller Enge heraus, sondern zum einen vor dem Hintergrund, daß mit dem Begriff der „Landeskirche“ jener Bereich markiert ist, für den ich Verantwortung trage, zum anderen aber auch deshalb, weil das Christentum sich stets in einer bestimmten Sozialgestalt darstellt – und das heißt: Das Christentum in seiner organisierten Form ist immer nur in konfessioneller Ausprägung sichtbar; es lebt in der Gestalt verschiedener Kirchen, die sich in manchem unterscheiden. Aber dennoch: Vieles, was ich im Folgenden über die evangelische Kirche sage, mag in seinen inhaltlichen Implikationen auch für die römisch-katholische Kirche und ihre vier Bistümer im Land Hessen gelten. Insofern ist ein ökumenischer Transfer ohne weiteres möglich.

Daß Europa in seiner gegenwärtigen und künftigen Gestalt eine Zukunft hat, hoffen wir alle. Aus kirchlichem Blickwinkel vermag der christliche Glaube für diese Zukunft, die jeden einzelnen Menschen wie das ganze Gemeinwesen umfaßt, Wesentliches beitragen. Es geht den Kirchen bei

ihrem Engagement für Europa also nicht um ein bloßes Eigeninteresse, etwa nach dem Motto: „Was bringt uns Europa?“, sondern es geht ihnen darum, den Auftrag ernst zu nehmen, den Christus seiner Kirche gegeben hat: „Gehet hin in alle Welt ...“. Dieser Aufforderung, bisherige geographische Begrenzungen zu überschreiten und das Evangelium in andere Lebenszusammenhänge hinein zu inkulturieren, korrespondiert die ebenso grenzenlose Verheißung Christi: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Aber was kann das im Jahr 2005 konkret heißen? Und wie befolgen die Kirchen diesen Auftrag, wie agieren sie? Als „global“ oder zumindest „european player“ – oder verzettelt in der Kleinteiligkeit ihrer Ortsgemeinden und Kirchenstrukturen? Mein Anliegen ist, darauf eine Antwort zu geben.

Beginnen wir in der gebotenen Kürze mit dem Blick in die Geschichte, die uns Europäer bis heute prägt.

## I.

Eine Erinnerung zu Beginn: Über Jahrhunderte hin bildeten Europa und das Christentum eine unauflösliche Einheit. Unbefangen konnte vom „christlichen Abendland“ gesprochen werden. Natürlich hat sich das Christentum auf europäischem Boden erst allmählich entfaltet – und das auch keineswegs einlinig, sondern auf unterschiedliche Weise. Seit bald tausend Jahren gibt es die Spaltung in eine westliche und eine östliche Christenheit, in Rom und Konstantinopel. Gemeinsam aber blieb stets das Bewußtsein, Christentum und Gesellschaft seien deckungsgleich. Im Westen trug zu dieser Einschätzung maßgeblich die Entwicklung des Papsttums und Roms als Zentrum der Christenheit bei. Der Papst verstand sich nicht nur als Wächter über die Einheit des Glaubens, sondern auch als *Garant* der Einheit Europas!

Die unterschiedlichen Kulturen im Abendland wurden zudem durch eine gemeinsame Hochsprache, nämlich das Lateinische, zusammengehalten. Wer eine Kirche aufsuchte, nahm an der überall gleichen Messe teil. In Irland sah sie nicht anders aus als in Spanien oder in Süditalien! Und wer des Lateinischen mächtig war, konnte sich – auf den Spuren des Römischen Reiches – in ganz Europa verständigen. Weltliche Regenten wie etwa Kaiser Karl der Große hatten ein Bewußtsein von der europäischen Dimension ihrer Herrschaft!

Was will ich mit diesem Rückblick andeuten? Am Anfang Europas bestand die Einheit bereits, um die es uns – unter völlig veränderten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen – heute geht. Die Menschen des Mittelalters, aber auch der frühen Neuzeit waren viel stärker Europäer, als wir das sind!

## II.

Diese ursprüngliche Einheit hat sich im weiteren Verlauf der europäischen Geschichte aufgelöst. Ich will dafür nur zwei Gründe nennen: Mit der Reformation trat ein neues Verständnis des Christentums und damit auch der Kirche auf den Plan. Was sich anfangs als Erneuerung der *einen* Kirche verstand, entwickelte eine Dynamik, die das Gesicht Europas grundlegend veränderte. Ohne Frage gab es in den Jahrhunderten zuvor genügend kriegerische Auseinandersetzungen. Aber sie resultierten aus machtpolitischen, manchmal auch ethnischen Gründen. Nun trat der Gesichtspunkt des „Glaubenskrieges“ hinzu. Auch hinter den Auseinandersetzungen, die im 17. Jahrhundert, etwa dem 30-jährigen Krieg, geführt wurden, mögen politische Interessen gestanden haben. Aber die unterschiedlichen Konfessionen ermöglichten deutliche Abgrenzungen. Das eine Territorium war römisch-katholisch, das andere evangelisch, sei es nun lutherisch oder reformiert. Und all das betraf nicht nur Deutschland, wo

die Reformation ihren Ausgang genommen hatte, sondern Europa. Wir können sagen: Die Trennung der Christenheit in Konfessionen hat zur inneren Trennung Europas ungewollt einen entscheidenden Beitrag geleistet.

Neben der Reformation nenne ich als weiteren Grund für die Zersplitterung Europas das Aufkommen des Nationalgedankens im 19. Jahrhundert. Manchmal mischte er sich mit religiösen Motiven – vor allem, wenn die Unabhängigkeit von anderen Staaten errungen werden sollte, die einer anderen Gestalt des christlichen Glaubens angingen. Nationalismus hatte im vorvergangenen Jahrhundert in Europa einen völlig anderen Klang als heute. Er war die Parole, für Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zu kämpfen, und schuf ein Bewußtsein für die Bedeutung und den Wert der eigenen Nation. Wie leicht sich freilich dieses Bewußtsein ins Übermaß steigern und pervertieren konnte - dafür gibt gerade die deutsche Geschichte genügend trauriges Anschauungsmaterial her.

Im Blick auf Europa waren die Folgen von Konfessionalismus und Nationalismus unübersehbar: An die Stelle der ursprünglichen Einheitsidee trat die Aufteilung in Einzelstaaten. Das ist eigentlich bis in die Gegenwart hinein so geblieben. Man stelle es sich noch einmal vor: Rund 150 Jahre lang wurden in Europa dauernd kleinere oder größere Kriege geführt. Auch die beiden Weltkriege haben auf europäischem Boden begonnen. Daß es da der Gedanke der europäischen Einigung oder gar Vereinigung schwer hatte, kann nicht verwundern.

Und doch hat sich seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts bei uns Wesentliches verändert – wenn auch erst allmählich. Es kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, daß seit nunmehr sechzig Jahren, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, der deutsche Nationalismus weitgehend überwunden worden ist und wir etwa nicht mehr – wie noch vor hundert Jahren – von Frankreich als dem „Erzfeind“ sprechen.

Allerdings sei zugestanden: Die Bemühungen um die europäische Verständigung bezogen sich vor einem halben Jahrhundert zunächst fast ausschließlich auf den demokratischen Westen Europas. Es hat lange gebraucht, bis unter den Bedingungen der beiden bestehenden militärischen Machtblöcke auch das östliche Europa in unseren Blick kam. Nunmehr stehen wir vor der glücklichen Situation – erstmals in unserer deutschen Geschichte! –, von Freunden „umzingelt“ zu sein.

### III.

Was politische Bemühungen nur langsam zustande brachten, hat freilich unter den Gesetzen des Marktes einen entscheidenden Schub erhalten: Geradezu unaufhaltsam, aber offensichtlich auch kaum mehr steuerbar wächst Europa wirtschaftlich zusammen. Und nicht einmal an den Grenzen Europas macht diese Entwicklung Halt. Wird also der Ökonomie binnen weniger Jahre gelingen, was der europäischen Politik nur mühsam glückte?

Die Voraussetzungen dafür scheinen zu stimmen, denn es gibt – wie schon im Mittelalter – einen gemeinsamen Glauben und eine gemeinsame Sprache: Der gemeinsame Glaube besagt heute, daß Geld die Abläufe der Welt bestimmt; und die gemeinsame Sprache, ohne die ein wirtschaftlicher Austausch undenkbar ist, ist heute das Englische. Die Verbindung beider Gesichtspunkte bildet unbestritten günstige Bedingungen für eine europäische Einheit. Ob das aber alles sein kann, ist die Frage!

Um es an einem bekannten Beispiel konkret zu machen: Finanzströme lassen sich nicht mehr durch nationalstaatliche Grenzen steuern. Wo die besten Rahmenbedingungen garantiert sind, wird investiert. Sind diese bei uns nicht oder nicht mehr gegeben, verlagert man die Produktion in andere europäische (oder überseeische) Länder. Noch gibt es ein

erhebliches Gefälle von Lohnkosten, aber auch Lohnnebenkosten in Europa. Diese prinzipielle Offenheit weckt bei manchen konkrete Sorgen um den eigenen Arbeitsplatz, der unter Umständen hierzulande abgebaut werden könnte. Es sei nur an die jüngste Debatte um den Entwurf einer europäischen Dienstleistungsrichtlinie erinnert.

Wir machen dabei die Erfahrung: Geld ist mobil, die Menschen sind es weniger! Ohne es dramatisieren zu wollen, möchte ich von einer Krise sprechen, die viele in ihrem Selbstverständnis trifft: Alles, was das Etikett „EU“ trägt und aus Brüssel kommt, wirkt demnach irgendwie unübersichtlich, nicht mehr durchschaubar, scheint von außen gesteuert zu sein. Ein vereintes Europa gerät zu einer abschreckenden Vorstellung, auf die manche aus dem Gefühl der Ohnmacht mit wieder erwachendem Nationalismus reagieren. Wie unter diesem Blickwinkel die Referenden zum Entwurf des Europäischen Verfassungsvertrags – etwa in Frankreich – ausgehen werden, läßt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur schwer einschätzen. Manche wollen es „Europa“ heimzahlen, was sie verloren zu haben glauben.

Europa braucht also mehr als nur die Möglichkeiten des freien Geld-, Dienstleistungs- und Warenaustauschs. Es braucht eine substantielle Klammer, eine gemeinsame Vision – wie es der ehemalige Ratsvorsitzende Jacques Delors gesagt hat: „Europa braucht eine Seele!“ Und genau hier sind auch die evangelischen Kirchen in Deutschland gefragt mit dem, was sie beizusteuern haben.

#### IV.

Wie könnte der Beitrag des Christentums aussehen, Europa eine „Seele“ zu geben? Kritiker mögen jetzt gleich einwenden: Soll es wieder zurückgehen ins Mittelalter, wo der christliche Glaube diese „Seele“ darstellte?

Es wäre absurd, längst vergangene Verhältnisse wieder aufrichten zu wollen. Aber es kann auch nicht darum gehen, die Menschen, die in Europa leben, bei dem Prozeß der europäischen Einigung völlig unberücksichtigt zu lassen! So etwas rächt sich.

Ich möchte an vier Punkten verdeutlichen, wo die evangelischen Kirchen in Deutschland eine Aufgabe für Europa wahrnehmen und sich als „europafähig“ erweisen können. Die Stichworte lauten im einzelnen: **Beheimatung, Verbindung, Vergewisserung** und **Orientierung**.

Zunächst zum Gesichtspunkt der **Beheimatung**. Immer, wenn etwas für uns unübersichtlich und schwankend zu werden droht, ziehen wir uns auf das zurück, was wir haben und uns das Gefühl von Sicherheit vermittelt. Deshalb ist in der europäischen Politik schon früh erkannt worden, daß das vereinte Europa ein „Europa der Regionen“ sein muß. Also keine europäische Einheitskultur, sondern möglichst weitgehende Wahrung kultureller Verschiedenheit unter einem gemeinsamen Dach lautet der Leitgedanke. Wer nur von Europa redet, ohne zugleich sagen zu können, wo es in diesen großen Dimensionen Möglichkeiten der eigenen Verankerung und Verantwortlichkeit gibt, macht es sich zu leicht. Wir müssen beides miteinander verbinden: die europäische Perspektive und unser Leben „vor Ort“. Das hat nichts mit Provinzialismus zu tun, sondern mit der Vielfalt der Landschaften, der Sprachen, der Mentalitäten, der Geschichte. Deren Zerschlagung würde Europa ortslos und seelenlos!

Für die evangelischen Kirchen in Deutschland (und man wird hier die katholischen Bistümer einschließen können) ist es nun geradezu kennzeichnend, daß sie fest mit den Regionen verbunden sind. Sie sind „Landeskirchen“! Die Kirche, die ich vertrete, heißt nicht umsonst Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck und umfaßt damit ein bestimmtes Territorium: den überwiegend nördlichen und östlichen Teil des Bundeslandes Hessen. Angesichts der vielen Fusionen, von denen wir

täglich lesen, könnte man fragen: Ist denn das noch zeitgemäß? Sollten wir in der Kirche nicht auch größere Einheiten bilden?

Ich halte das nicht für *grundsätzlich* ausgeschlossen, ich befürworte Kooperationen mit entsprechenden Synergieeffekten, will aber doch zu bedenken geben, daß es einen großen Vorzug darstellt, in einer Kirche zu leben, die überschaubar und dadurch nahe bei den Menschen ist. Während alle von fortschreitender Europäisierung oder Globalisierung sprechen, legen wir das Gewicht darauf, in den Kirchengemeinden Beheimatung zu schaffen.

Und insofern bin ich als bekennender Europäer zugleich bekennender Regionalist! Vor Ort, ganz konkret: in unseren hessischen Kirchengemeinden, ist geistliche Heimat zu erleben: Begegnung von Mensch zu Mensch in den Kirchen, die im Lauf der Jahrhunderte errichtet wurden und auch für ein bestimmtes, unverwechselbares kulturelles Erbe stehen. Wer weiß, wo er zuhause ist, kann sich leichter in die weite Welt begeben! Etwas für die „Seele“ Europas zu tun, fängt im Kleinen an, nämlich bei der Vergewisserung, wer wir sind. Dann merken wir: Wir können Europa wagen, denn wir haben viel einzubringen! In der Sprache der kirchlichen Ökumene ausgedrückt geht es auch politisch um eine „versöhnte Verschiedenheit“ Europas.

Zweitens können die Kirchen in Deutschland etwas zur **Verbindung** der Menschen unterschiedlicher Länder beitragen. Sie haben mit ihren Gemeinden in den vergangenen Jahrzehnten ein enges Netz von Partnerschaften mit Kirchen und Gemeinden in Europa, aber auch anderen Erdteilen aufgebaut und so viele Kontakte über Grenzen und Sprachen hinweg ermöglicht. Wer sich begegnet, baut Vorbehalte und Vorurteile ab. Weltweite ökumenische Beziehungen gehören zum Wesen des Christentums, das stets weiter reicht als nationale oder sonstige Grenzen!



Nicht immer haben die christlichen Kirchen in Europa zum Frieden beigetragen! Das ist ohne Abstriche einzugestehen. Aber inzwischen erweisen sie sich als friedensfähig und friedensstiftend. Der Konflikt etwa in Nordirland ist längst keine bloße Feindschaft mehr zwischen Protestanten und Katholiken, sondern eine Auseinandersetzung zwischen sozial stark benachteiligten Menschen beider Konfessionen. Die Kirchen versuchen hier - wie andernorts – durch viele unterschiedliche Initiativen ausgleichend zu wirken. Je enger das Netz gegenseitiger Verbindungen geknüpft ist, um so eher können wir einem aggressiven Konfessionalismus und Nationalismus Einhalt gebieten.

Wie sieht das in der Praxis aus? Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck pflegt neben Partnerschaften in die südliche Hemisphäre unserer Welt bewußt und sorgfältig europäische Partnerschaften: eine Beziehung in die Niederlande, bezeichnenderweise in ökumenischer Gemeinschaft, nämlich zur Protestantischen Kirche der Niederlande und zum (römisch-katholischen) Bistum 's-Hertogenbosch. Bald nach der Wende nahmen wir Kontakte zur Estnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche auf, die in eine offizielle Partnerschaft mündeten: eine Gemeinschaft, die feste Wurzeln in Kirchenkreisen hat und zu einer intensiven Begegnung von Gemeindegliedern bis hin zum Austausch von kirchlichen Mitarbeitern aus Hessen und Estland geführt hat. Das ist nur ein Beispiel dafür, wie Kirchen in Europa Verbindung stiften können.

Daß zum Ausgleich zwischen Nationalitäten und Konfessionen auch die ernsthafte Begegnung mit Menschen anderer Religionen gehört, steht für mich außer Frage! Hier liegt ein dritter Beitrag, den die Kirchen und das Christentum für Europa schuldig sind: Es geht um die eigene **Vergewisserung** angesichts einer diffusen und unüberschaubar gewordenen Gemengelage religiöser Strömungen und Erscheinungsbilder. Bei uns in Deutschland haben wir einzuüben, was ein Leben im eigenen christlichen Glauben bzw. im kulturellen Erbe und gleichzeitige Toleranz

gegenüber Menschen bedeuten, die anders glauben und leben als wir. Nichts wäre für Europa schlimmer als gegenseitige Intoleranz. Genauso schlimm wäre allerdings, wollten wir, wie leider allzu oft geschieht, die Frage nach der Religion einfach ausblenden. Sie holt uns dann als Fundamentalismus wieder ein! Der Diskurs über die Religion, über die Wurzeln, die einen tragen und bestimmen, gehört – entgegen weit verbreiteter Meinung – gerade nicht in den Privatbereich, sondern muß öffentlich geführt werden.

Und es läßt sich hier doch bei aller zurückhaltenden Selbsteinschätzung überhaupt nicht leugnen, daß sich wesentliche Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens in Europa dem unmittelbaren Einfluß des Christentums verdanken. Die christlichen Kirchen reklamieren damit überhaupt kein Monopol auf umfassende und abschließende Sinndeutung des Lebens, aber sie reklamieren weiterhin den Anspruch, daß der christliche Glaube Menschen dabei hilft, ihre individuelle Identität zu entwickeln, um eben nicht fremdbestimmt agieren zu müssen, sondern selbstbewußt und selbstkritisch und damit mündig zu handeln. Mitläufer gibt es genug. Europa braucht – in diesem sehr spezifischen Sinn – „gebildete“ Persönlichkeiten.

Und schließlich der vierte Beitrag, den unsere evangelischen Kirchen leisten können, damit Europa eine „Seele“ bekommt: Ich möchte ihn als eine Hilfe zur **ethischen Orientierung** bezeichnen. Die Staaten, die sich zur größer werdenden Europäischen Gemeinschaft zusammenschließen, verstehen sich als weltanschaulich neutral. Aber sie sind deshalb keineswegs wertfrei! Europäische Politik muß sich an Werten orientieren, die sie nicht selbst schaffen kann, die sich aber in der eigenen Geschichte finden lassen. Wie meine ich das? Ich will es an zwei Beispielen verdeutlichen:

1. Auf die Frage nach dem höchsten Gebot antwortet Jesus: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele,

von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst." (Lukas 10,27). In diesem Satz steckt (auch) der Gedanke menschlicher *Solidarität*, der unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Zwängen verloren zu gehen droht. Nächstenliebe ist lebensnotwendig – auch im vereinten Europa. Diesen Gedanken werden wir stark machen. Wir leihen denen, die sprachlos und stumm geworden sind oder es zu werden drohen, unsere Stimme und bringen uns vernehmbar in die sozialpolitischen Debatten in Brüssel ein.

2. Ein weiteres Thema, bei dem ethische Orientierung notwendig ist: Die Bibel spricht schon auf ihren ersten Seiten davon, daß wir Menschen Gottes Geschöpfe sind. Das macht unsere besondere Würde, aber auch unsere Grenze aus. Die Debatten um den Anfang und das Ende menschlichen Lebens, um Chancen und Risiken der Gentechnologie, um PID und aktive Sterbehilfe werden in Europa höchst unterschiedlich geführt. Mir scheint, daß allzu oft wirtschaftliche oder sehr pragmatische Aspekte im Vordergrund stehen, sowohl bei der Forderung nach der Freigabe der Forschung an embryonalen Stammzellen wie bei der Zulassung der Euthanasie, die in einigen europäischen Ländern wie den Niederlanden, Belgien und der Schweiz bereits quantitativ ein erschreckendes Maß erreicht hat – eine Entwicklung, der öffentlich lange Zeit zu wenig Beachtung geschenkt wurde, die sich nun aber (unter dem Eindruck der Diskussion um den zwangsweise herbeigeführten Tod der Wachkoma-Patientin Terri Schiavo) fast unkontrolliert beschleunigt.

Die Frage nach dem Umgang mit dem Leben an seinem Anfang und Ende, ob wir wirklich alles dürfen, was wir können, darf aber nicht unter dem Diktat einseitiger Interessen erfolgen. Auch wer für eine möglich freizügige Handhabung plädiert, sollte gute Gründe dazu anführen und die möglichen Folgen abschätzen. Unsere evangelischen Kirchen in Deutschland verstehen sich in dieser Debatte, bei der es um unser

